

TIM WEAVER
Ohne jede Hoffnung



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Sie wollten zusammen ausgehen und mal wieder einen lustigen Abend miteinander verbringen. Aber als Emily Kane ihre Schwester Carrie abholen will, steht die Haustür offen, und alle Lichter brennen. In der Küche verbrennt das Abendessen auf dem Herd, der Fernseher läuft, doch von Carrie, ihrem Mann und den beiden Töchtern fehlt jede Spur. Nachdem die Polizei monatelang im Dunkeln tappt, wendet sich die verzweifelte Emily schließlich an ihren alten Freund David Raker, Spezialist für Vermisstenfälle. Und bald stößt Raker auf ein düsteres Geheimnis, das seit Jahrzehnten Menschenleben fordert – und gerät dadurch ins Visier eines grausamen Gegners, der keine weiteren Opfer scheut. Und auch Emily hat ihm nicht die ganze Wahrheit erzählt ...

Weitere Informationen zu Tim Weaver
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Tim Weaver

Ohne
jede Hoffnung

Thriller

Übersetzt
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe
erschien 2013 unter dem Titel »Never Coming Back«
bei Penguin Books, London

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Dezember 2014
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Tim Weaver
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner
MR · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48197-2
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Erin

TEIL EINS

Dezember 2007

1

Die Nacht kam immer schnell. Der Himmel verfärbte sich gelb wie ein alter Bluterguss, und die Sonne sackte in Richtung Wüstenboden. Sie stürzte buchstäblich aus den Wolken herab. Und je tiefer sie fiel, desto rascher veränderte sich der Himmel, bis die Sonne schließlich untergegangen war und nur noch eine rote Wolkenschliere wie Blut über der Mojave-Wüste schwebte.

Etwa zwanzig Minuten später tauchte die Stadtgrenze aus der Dunkelheit auf. Anfangs waren es nur kleine, aus einstöckigen Häusern bestehende Vororte, deren Straßenlaternen zu beiden Seiten des Highways in der Finsternis aufblitzten. Als der Highway 15 dann durch die Southern Highlands schnitt, wurde der Lichtschein greller und beharrlicher. Wohnblocks, Ladenzeilen, gewaltige, von Leuchtreklamen erhellte Brachflächen und der orangefarbene Schimmer von Natriumlaternen. Und zu guter Letzt kam das Neon: Casinos, Motels und Diner, die sich bis zur Schnellstraße erstreckten. Als ich den Highway an der Abfahrt 36 verließ, sah ich endlich den Strip, gesäumt von funkelnden Monolithen, die sich aus der brettebenen Wüste erhoben wie Sterne auf dem Weg zur Supernova.

Obwohl mich noch ein halber Kilometer vom Parkhaus trennte, wusste ich, dass das *Mandala Bay* in einer anderen Liga angesiedelt sein würde als das Hotel, in dem ich bei meinem letzten Aufenthalt in Las Vegas gewohnt hatte. Bei

meinem ersten Besuch in dieser Stadt vor fünf Jahren hatte die Zeitung das Hotelzimmer reserviert und mich in einer Absteige in der Innenstadt schmachten lassen, die *The George* hieß. Wie ich später herausfand, war »George« Casino-Slang für jemanden, der gute Trinkgelder gab. Nur dass im *The George* ausschließlich Obdachlose spielten, die an den Blackjack-Tischen den Mindesteinsatz von fünfundzwanzig Cent riskierten, um genug für eine Flasche Fusel zusammenzukratzen. Als ich diesmal den gemieteten Dodge Stratus in eine Lücke auf dem gewaltigen Parkplatz auf dem Dach rangierte, kam ich an acht Stockwerke hohen Schildern vorbei. Sie warben für eine im Fernsehen übertragene UFC-Kampfsportveranstaltung, die im Januar im Hotel stattfinden sollte. In diesem Moment stand für mich fest, dass es die richtige Entscheidung gewesen war, selbst ein Zimmer zu buchen. Beim letzten Mal im *The George* waren die einzigen Schaukämpfe unter Betrunkenen ausgetragen worden.

Ich schaltete die Zündung ab, und als Motor und Radio verstummten, drang das typische Geräusch von Las Vegas ins Auto, ein leises, stetes Brummen, das dem Grollen eines aufziehenden Gewitters ähnelte. In der Ferne, am Himmel nur wegen seiner regelmäßig blinkenden Heckbeleuchtung auszumachen, setzte ein Flugzeug zum Landeanflug auf den McCarran-Flughafen an. Ich saß da und wurde von einem Gefühl der Vertrautheit ergriffen. Wieder war ich in dieser Stadt und hörte die gleichen Geräusche wie vor fünf Jahren. Ich verband viele Erinnerungen mit jenem Besuch. Aber am eindringlichsten waren mir Geräusche und Lichter im Gedächtnis geblieben.

Ich öffnete die Tür des Dodge und stieg aus.

Die Nacht war kühl, doch nicht unangenehm. Ich machte den Kofferraum auf, griff nach meiner Reisetasche und überquerte das Parkdeck. Drinnen im Hotel war es genauso laut

wie draußen, da hier anstelle von Autos, Flugzeugen und Videobildschirmen das ständige *Pling, Pling, Pling* der Spielautomaten lärmte. Während ich an der Rezeption wartete, wurde ich Zeuge, wie ein junges Paar um die zwanzig einander anschrie. Deshalb war ich, als ich endlich den Kartenschlüssel zu meinem Zimmer in der Hand hatte, reif für ein wenig Ruhe – soweit sie das hier überhaupt im Angebot hatten.

Ich duschte, zog mich an, plünderte die Minibar und rief dann Derryn an, um ihr zu sagen, dass ich gut angekommen war. Wir unterhielten uns ein wenig. Anfangs hatte sie sich nur schwer an unser neues Leben an der Westküste gewöhnt. Wir hatten keine Freunde hier, sie hatte keinen Job, und unsere Nachbarn in dem Wohnblock in Santa Monica bildeten eine hermetisch abgeriegelte Gemeinschaft. Doch allmählich änderte sich etwas. Zu Hause hatte sie zwölf Jahre lang als Krankenschwester in der Notaufnahme gearbeitet und dann gekündigt, um mich in die Staaten zu begleiten. Dank ihrer Berufserfahrung hatte sie nun eine befristete Anstellung in einer Praxis, einen Häuserblock entfernt von unserer Wohnung, ergattert. Sie durfte zwar nur Blut abnehmen und den Ärzten beim Verbinden helfen – also ein entspannteres Arbeiten als in London –, doch sie hatte Freude daran. So kam sie wenigstens aus dem Haus, lernte Menschen kennen und verdiente ein wenig Geld. Außerdem hatte sie am Wochenende frei, was hieß, dass sie an den Strand gehen konnte.

»Wirst du unser ganzes Geld verjubeln, Raker?«, fragte sie nach einer Weile.

»Nicht heute Abend. Vielleicht morgen.«

»Kannst du überhaupt Karten spielen?«

»Ich kann Snap.«

Ich wusste, dass sie lächelte. »Ich wäre ja zu gerne eine Fliege an der Wand, wenn du lässig zu einem Blackjack-

Tisch schlenderst und so tust, als hättest du eine Ahnung von dem Spiel.«

»Ich *habe* eine Ahnung von dem Spiel.«

»Du kannst ja nicht einmal Monopoly.«

»Und so spricht mein größter Fan über mich.«

Sie lachte. »Beim nächsten Mal musst du mich mitnehmen.«

»Wird gemacht.«

»Ich würde mir zu gerne mal Vegas anschauen.«

Ich drehte mich auf dem Bett um und blickte aus dem Fenster. Millionen von Lichtern zwinkerten mir durch die Scheibe zu. »Ich weiß. Eines Tages fahren wir zusammen hin, versprochen.«

Um halb zwei Uhr war ich noch immer wach, auch wenn ich den Grund nicht verstand. In der vergangenen Nacht hatte ich bis vier Uhr an einem Artikel gearbeitet. Außerdem war ich nach der Autofahrt aus L. A. hierher total erledigt. Aber ich konnte einfach nicht einschlafen. Irgendwann gab ich es auf, zog mich an und ging nach unten.

Als sich die Aufzugtüren öffneten, war es, als sei die Zeit stehen geblieben: Die Hotelhalle, die Geräusche der Spielautomaten, die Musik aus den Lautsprechern – alles war noch genau so, wie ich es vorhin verlassen hatte. Nur das streitende Pärchen fehlte. Genau das war der Grund, warum im Casino keine Uhren hingen. Tag und Nacht, alles war gleich, so als lebe man in einem zeitlichen Vakuum. Man trat ein, und die innere Uhr wurde abgeschaltet. Ich schaute wieder auf meine Armbanduhr und stellte fest, dass es kurz vor zwei war – doch es hätte genauso gut mitten am Vormittag sein können. Männer und Frauen schlenderten in Trainingsanzügen und Shorts herum, als kämen sie gerade vom Tennisplatz.

Ich steuerte auf eine Bar neben der Hotelhalle zu. Selbst um zehn vor zwei Uhr nachts hatte ich dort jede Menge Gesellschaft: ein Paar über sechzig, eine Frau, die an einem Tisch saß und telefonierte, ein Mann, der sich über einen Laptop beugte, und fünf weitere Männer an einem anderen Tisch, die lautstark über die Bemerkung eines Zechkumpans lachten. Ich ließ mich auf einem Barhocker nieder, bestellte ein Bier, nahm mir ein paar Erdnüsse aus einer Schale und blätterte eine liegen gebliebene Ausgabe der *Las Vegas Sun* durch. Die Titelstory war fast mit der identisch, die ich hier recherchieren sollte: Las Vegas, die kugelsichere Stadt. Während einigen Analysten zufolge innerhalb der nächsten zwölf Monate mit einer Rezession zu rechnen war, erwartete Amerikas Hauptstadt des Glücksspiels einen Rekordgewinn von acht Milliarden Dollar.

Etwa zehn Minuten später, inzwischen war ich beim Sportteil, setzte sich ein Mann neben mich an den Tresen und bestellte noch eine Runde. Ich blickte auf, er sah mich an, und dann kehrte er mit einem Tablett voller Schnapsgläser an den Tisch zurück. Im nächsten Moment meldete sich der Anflug einer Erinnerung, und während ich noch versuchte, den Gedanken zu fassen zu kriegen, wurde mir klar, dass ich diesen Mann kannte. Ich drehte mich auf meinem Barhocker um und schaute über die Schulter. Der Mann stellte das Tablett auf den Tisch – und dann wandte er sich ebenfalls zu mir um. *Er kennt mich auch*. Kurz zögerten wir beide und verharrten am anderen Ende des Raums. Doch dann schien es offenbar bei ihm »klick« zu machen, denn ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, und er kam wieder auf mich zu.

»David?«

Sobald er den Mund aufmachte, wusste ich genau, wen ich vor mir hatte: Lee Wilkins. Wir waren zusammen auf-

gewachsen, hatten im selben Dorf gelebt und dieselbe Schule besucht; dann hatten wir an derselben Oberschule unseren Abschluss gemacht – und seitdem nie wieder ein Wort miteinander gewechselt. Und nun, fast zwanzig Jahre später, stand er vor mir: Anders, als ich ihn im Gedächtnis hatte, aber doch nicht ganz so anders. Im Gesicht und am Bauch hatte er ein wenig zugelegt, sein Schädel war rasiert, und er hatte dunkle Bartstoppeln am Kiefer, aber ansonsten war er noch ganz der Alte – eins siebzig groß, gedrungen und mit einer Narbe links an der Nase, weil er von einem von uns beiden erkletterten Baum gefallen war.

»Lee?«

»Ja!« Sein Lächeln wurde noch breiter, und wir begrüßten einander herzlich. »Das gibt's doch nicht«, sagte er. »Irgendwie kommt der mir bekannt vor«, habe ich mir gedacht, als ich dich gesehen habe, aber ich hätte nie geglaubt ...«

»Machst du hier Urlaub?«

»Nein«, erwiderte er und ließ sich auf dem Barhocker neben mir nieder. »Inzwischen wohne ich hier. Ich bin seit zwei Jahren in Vegas, in den Staaten lebe ich seit sieben Jahren.«

»Und was treibst du so?«

»Weißt du noch, dass ich immer Schauspieler werden wollte?«

»Ja, ich erinnere mich.«

Er hielt inne und grinste. »Tja, das hat nicht geklappt.«

»Oh.«

»Nein, das heißt, nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die ersten fünf Jahre habe ich in L. A. verbracht, versucht, einen Fuß in die Tür zu kriegen, als Kellner gejobbt und für Rollen vorgeschrieben. Hin und wieder habe ich eine kleine Nebenrolle ergattert, allerdings nichts, bei dem ich jemandem aufgefallen wäre. Dann habe ich als Conférencier in

einem Comedy Club in West-Hollywood angefangen, und die Ereignisse haben sich überschlagen. Ich war so erfolgreich, dass ich irgendwann die Attraktion des Abends wurde. Das ging etwa ein Jahr lang so, und danach hat man mir einen Job hier in Vegas angeboten, und zwar als Chefconférencier in einem großen Comedy Club am Strip. Vor ein paar Monaten habe ich dann ein sogar noch *besseres* Jobangebot gekriegt, und zwar von dem Typen, der für die Unterhaltung in den MGM-Hotels zuständig ist. Jetzt pendle ich zwischen dem Laden hier, dem *Luxor*, dem *New York*, dem *Mirage* und dem *Grand*, sämtlichen Schuppen. Ich fasse es selbst noch nicht ganz.«

»Mann, das ist ja spitze, Lee. Ich gratuliere.«

»Wahrscheinlich war ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort.«

»Oder du bist einfach gut in deinem Job.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich fasse es nicht, dass du es wirklich bist. *Hier*.«

»Ich weiß.«

»Und was machst *du* in Vegas?«

»Erinnerst du dich, dass ich immer Journalist werden wollte?«

»Ja.«

»Und das hat auch geklappt.«

»Super. Bist du beruflich hier?«

»Ja.« Ich sah mich um. »Aber mit der Arbeit fange ich erst morgen an.«

»Wohnst du hier?«

»Nein, ich bin nur für eine Nacht aus L. A. gekommen.«

»Und weshalb?«

Ich tippte auf die Titelseite der *Sun*. »Um über Geld zu schreiben.«

»Bist du Korrespondent oder so?«

»Nur, bis nächstes Jahr die Wahlen vorbei sind. Dann geht es zurück nach London. Meine Zeitung ist ziemlich begeistert von Obama, deshalb bin ich schon so früh hier.«

»Jeder ist besser als Bush, richtig?«

»Das werden wir nächstes Jahr sehen.«

»Wie kommt es, dass du an der Westküste wohnst?«

»Bei meinem letzten Auslandseinsatz war ich in Washington, D. C. Aber diesmal bin ich viel länger hier. Also werde ich ein halbes Jahr in L. A. verbringen, um den Wahlkampf von Kalifornien aus zu beobachten. Anschließend ziehe ich dann nach D. C. und berichte die letzten sechs Monate lang aus dem Kapitol.« Wieder wies ich mit dem Kopf auf die *Sun*. »Die Sache ist, dass ich momentan noch recht früh dran bin, weshalb es nichts zu berichten gibt. Also bin ich hergekommen, um meine Existenz zu rechtfertigen.«

»Keine schlechte Entscheidung für eine Nacht.«

»Laut.«

Er lachte. »Ja, stimmt.«

Wir bestellten mehr Bier, saßen am Tresen und erzählten einander, was in den neunzehn Jahren, seit wir das Elternhaus verlassen hatten, alles geschehen war. Ich war auf einer Farm in den Hügeln rings um das Dorf aufgewachsen. Doch als ich nach London ging, wurde meinen Eltern allmählich klar, dass ich die Landwirtschaft in absehbarer Zeit wohl nicht übernehmen würde. Und so hatten sie den Betrieb zurückgefahren und eine Anzahlung auf ein kleines Haus geleistet.

»Und dann ist Mum gestorben.«

Lee nickte ernst.

Ich zuckte mit den Schultern. »Von da an ging es ziemlich schnell bergab. Ich habe Dad geholfen, die Farm zu verkaufen und ins Dorf umzuziehen. Doch er kam allein nie richtig zurecht.«

»Lebt er noch?«

»Nein, er ist vor knapp zwei Jahren gestorben.«

Seitdem war ich nicht mehr in meinem Heimatdorf gewesen.

Bald wandte sich das Gespräch erfreulicheren Themen zu. Lee erzählte mir, seine Mutter habe wieder geheiratet und wohne nun in Torquay. Seine Schwester sei Lehrerin. Er sei immer noch Single und genösse es, obwohl seine Mutter sich wünschte, dass er endlich eine Familie gründete. »Sie waren Anfang des Jahres hier. Mum hat mich mindestens ein Mal am Tag gefragt, wann ich endlich heirate. Und das drei Wochen lang.« Er verdrehte die Augen. »Und wie lange bist du schon mit Diane verheiratet?«, erkundigte er sich dann. Da er schon beim fünften Bier war, verzieh ich ihm den Versprecher. Wir waren beide nicht mehr die Fittesten: Er war mir alkoholtechnisch zwei Flaschen voraus, und ich war dafür übernachtigt.

»Derryn.«

»Mist.« Er lachte auf. »Entschuldige. Derryn.«

Inzwischen war es ruhiger in der Bar. Die Männer, mit denen er vorhin getrunken hatte, waren inzwischen irgendwo im Casino verschwunden. »Dieses Jahr werden es dreizehn Jahre.«

»Wow.«

»Ja, es läuft gut.«

Er nickte. »Ich bewundere dich, Mann. Und ich beneide dich.« Er nickte noch einmal und kippte dann den Rest seines Biers hinunter. »Und jetzt muss ich aufs Klo.«

Er schwankte ein wenig, als er vom Tresen zurücktrat, und klopfte mir im Vorbeigehen leicht auf die Schulter, bevor er auf die Toiletten zusteuerte.

Ich sah ihn nie wieder.

Kurz darauf, ich hatte inzwischen weiter die *Las Vegas Sun* gelesen, schaute ich in die Richtung, in die Lee verschwunden war, und sah einen Mann neben mir stehen. Ich hatte ihn nicht bemerkt. Sein Körper war zwar dem Tresen zugewandt, doch er hatte den Kopf zur Zeitung hingedreht und las einen der Artikel auf der Titelseite. Im nächsten Moment warf er einen Blick auf mich und stellte fest, dass er ertappt worden war. »Oh«, sagte er, »Verzeihung. Das war sehr unhöflich von mir.«

Er war Engländer.

Ich spähte über seine Schulter zu den Toiletten. Keine Spur von Lee. Als ich wieder den Mann anblickte, hatte er den Kopf geneigt wie ein Vogel. Wie um mich einer Musterrung zu unterziehen.

Ich schob ihm die Zeitung hin. »Hier.«

»Das ist wirklich nett von Ihnen«, erwiderte er. »Danke.«

»Kein Problem.«

Er lächelte. »Sie sind Engländer.«

»Stimmt. Was offenbar auf uns beide zutrifft.«

Er war über vierzig, schlank und drahtig und hatte ein gebräuntes und haarlos glattes Gesicht. Als er lächelte, stellte ich fest, dass er sich die Zähne hatte richten lassen, denn sie hatten den unnatürlichen Schimmer, mit dem man nur an der Westküste durchkommt. Immer noch lächelnd, ließ er sich auf der Kante eines Barhockers nieder. »Sind Sie mit Ihrer Firma hier?«

»Nur für ein paar Tage.«

»Aha, ich fand auch nicht, dass Sie aussehen wie ein *whale*.«

»*Whale*« war Casino-Slang für Spieler, die um richtig hohe Summen zockten. Er war gut gekleidet: hellblaues Hemd ohne Krawatte, schwarze Jacke, Jeans und blitzblank polierte schwarze Lederschuhe. Sein aus der Stirn zurückgekämmtes dunkles Haar glänzte im Lampenlicht.

»Dann würden Sie nämlich nicht hiersitzen«, fuhr er fort.

»Wenn ich ein *whale* wäre?«

»Genau. Sie würden die Gratisleistungen ausnützen – kostenloser Flug, kostenlose Suite und kostenloses Essen im Restaurant – anstatt allein in der Hotelbar zu trinken.« Offenbar wurde ihm im nächsten Moment klar, was er da gerade gesagt hatte. »Moment mal, so habe ich es nicht gemeint. Sorry.«

»Kein Problem.«

»Ich meine, da redet genau der Richtige.« Mit einem kurzen Auflachen klappte er die Zeitung zu. »Wissen Sie, wie viel die Casinos den dicken Fischen in Form von Boni zahlen?«

Er beugte sich zu mir herüber.

»Haben Sie eine Vorstellung?«

»Keinen blassen Schimmer«, erwiderte ich.

»So etwa zwischen dreitausend und fünftausend Dollar. Aber wissen Sie auch, wie viel diese dicken Fische am Spieltisch verlieren?« Er senkte die Stimme, als vertraue er mir ein uraltes Geheimnis an. »*Zweimal* so viel. Keiner gewinnt gegen die Bank. Die dicken Fische rücken hier mit ihren Kreditlimits, den vom Casino spendierten Zimmern und den Fünf-Sterne-Mahlzeiten an und glauben, sie könnten der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein Schnippchen schlagen und das Casino austricksen. Aber jedes Spiel hier, *jedes* Spiel in *jedem* Casino in dieser Stadt, ist so angelegt, dass die Bank einen mathematischen Vorteil hat.«

Der Mann rutschte hin und her. Eine Hand stützte er auf den Barhocker zwischen uns, die andere auf die Marmorplatte des Tresens. An der einen Hand fehlten ihm zwei Fingernägel, so als seien sie abgerissen worden. »Wissen Sie, wie man das nennt?«, fragte er leise.

»Wie man was nennt?«

»Den mathematischen Vorteil?«

Ich blickte dem Mann über die Schulter. Noch immer keine Spur von Lee. Er war sicher schon seit fünf oder sechs Minuten weg. Als der Mann keine Antwort erhielt, rückte er näher an mich heran. Nur wenige Zentimeter trennten seine Finger von meinen. Ich betrachtete seine fehlenden Fingernägel und dann sein Gesicht.

»Man nennt es den Hausvorteil«, verkündete er.

Endlich nahm er die andere Hand vom Hocker und legte sie ebenfalls auf den Tresen, als wolle er bedient werden. Der Barmann näherte sich, doch der Mann nahm Blickkontakt mit ihm auf – nur eine winzige, fast unmerkliche Kopfbewegung –, woraufhin dieser ruckartig stehen blieb, als sei er mit einem Laster kollidiert. Als ich mich wieder zu dem Mann umwandte, hatte sich etwas an ihm verändert, eine winzige Nuance, sodass mir plötzlich sonderbar zumute wurde.

So verharrten wir einen Moment. Rings um uns herum erklang das *Pling, Pling, Pling* der Spielautomaten. Ich rutschte vom Barhocker, nahm ein paar Zehn-Dollar-Scheine heraus und legte sie für den Barmann auf den Tresen. Dann drehte ich mich wieder zu dem Mann um. Er war etwa fünfzehn Zentimeter kleiner als ich, was mir seine Gesellschaft allerdings nicht unbedingt angenehmer machte.

»Gehen Sie ins Bett?«, fragte er.

»So ähnlich.«

Als ich an ihm vorbeiwollte, packte er mich am Arm und zog mich an sich heran. Er hatte einen Schraubstockgriff. Ich geriet ins Stolpern und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Doch im nächsten Moment meldete sich mein Instinkt: Ich stieß ihn weg und befreite mit einem Ruck meinen Arm.

»Was haben *Sie* denn für ein Problem?«

Er richtete sich wieder kerzengerade auf und legte beide Hände auf den Tresen. »Ich möchte Ihnen einen guten Rat geben.«

»Dann gebe ich *Ihnen* erst mal einen: Fassen Sie mich *nie wieder* an.«

Ich schickte mich an zu gehen.

»Es wird immer jemanden geben, der Ihnen gegenüber im Vorteil ist, David.«

Ich blieb stehen und wirbelte herum. »Was haben Sie da eben gesagt?«

»Sie sind auch nur aus Fleisch und Blut wie alle anderen.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

Inzwischen strahlte er etwas Bedrohliches aus, als hätte er sein Äußeres vollständig verändert. Seine Augen wirkten dunkler, und sein Gesichtsausdruck erinnerte an den eines Tieres, das jeden Moment zuschlagen wird. »Fahren Sie nach Hause zu Ihrer Frau«, meinte er und musterte mich von Kopf bis Fuß. Dann beugte er sich vor und senkte seine Stimme zu einem Flüstern. »Und tun Sie Ihnen beiden einen Gefallen: Halten Sie sich aus unseren Geschäften heraus.«

»Was? Ich kenne Sie doch nicht mal.«

»Nein«, erwiderte er, »aber Sie kennen Lee Wilkins.«

Er nickte kurz und sah mich eindringlich an. Dann schob er sich an mir vorbei und ging hinaus ins Casino. Wenige Sekunden später war er schon in der Menschenmenge untergetaucht.

Zehn Sekunden, und er war fort.

TEIL ZWEI

November 2012

2

Der Junge trottete über den Kiesstrand. Nur zwei Meter entfernt brachen sich die Wellen am Ufer. Sie machten einen gewaltigen Lärm, ein Brüllen wie von einem Tier, gefolgt von einem tiefen und durchdringenden Knall, der ihm durch den ganzen Körper fuhr. Als das Wasser sich wieder ins Meer zurückzog, wurden Kieselsteine von der Strömung mitgerissen, und er konnte ein leises Murmeln hören, als riefen ihm Tausende von Stimmen jenseits der Kaimauer zu. Auf der einen Seite der zweieinhalb Meter hohen Mauer befand sich das Dorf: alte Fischerhütten, ein Pub und einige Läden und Firmen. Auf der anderen ankerten die Boote aufgereiht am Strand. Ihre Masten klirrten im Wind.

Er schob die Träger seines Rucksacks zurecht und hörte das Klappern der Ausrüstung darin: die Schnur, ein neues Netz, gekauft von dem beim Zeitungsaustragen verdienten Geld, und ein paar Stücke alten Speck, die seine Mutter ihm am Morgen gegeben hatte. In der Hand trug er einen Eimer. Es war Anfang November und eiskalt, doch es war die beste Zeit zum Krabbenfangen. Um diese Jahreszeit gab es hier keine Touristen – was hieß, dass er die Krabben nicht würde teilen müssen.

Das Dorf lag in einer Senke mit Buchten zu beiden Seiten, die zwischen die Hügel ragten. Um in diese Buchten zu gelangen, musste man über einige Felsen klettern, die auf beiden Seiten des Strandes aus dem Kies ragten. Für den

Jungen sahen diese von der gnadenlosen Wucht des Meeres behauenen und abgeschliffenen Felsen aus wie der Schweif eines Drachen, dessen Körper noch unter der Erde verborgen war. In den Buchten auf der anderen Seite des Schweifs hatten sich in den Spalten und Löchern am Strand Hunderte von Felsenteichen gebildet. Dort wurden die Krabben angespült und von der Strömung ausgespuckt.

Der Junge fing an zu klettern.

Dass er dabei den Eimer tragen musste, machte es schwieriger. Normalerweise schleppte sein Vater die Ausrüstung für ihn, doch der war beruflich unterwegs und hatte dem Jungen gesagt, jetzt, mit fast dreizehn Jahren, sei er alt genug, um allein loszuziehen. »Solange du nur vorsichtig bist«, hatte er warnend hinzugefügt. Gischt und Regen konnten das Klettern erschweren, aber heute lief alles gut. Fünf Minuten später hatte er den Kamm des Schweifs erreicht und blickte in die erste Bucht hinunter. Von hier aus ging es etwa zwanzig Meter nach unten. Ein schmaler Kiesstreifen zog sich vom Ufer bis zum Fuß der steil ansteigenden Hügel. Sonst waren da nur die vom Meer überspülten Felsenteiche. In den Spalten und Ritzen blubberte Schaum. Er machte sich an den Abstieg. Der Eimer in seiner Hand stieß klappernd gegen die Felsen, sein Blick war dorthin gerichtet, wo er seine Füße hinsetzte. Windböen heulten und zerrten ein oder zwei Mal an ihm, als wollten sie ihn vom Felsen holen. Die letzten Meter sprang er auf den Kies, und es wurde sofort windstill, sobald er in der geschützten Bucht war. Nun hörte er nichts mehr als die Wellen, die sich am Strand hinter ihm brachen.

Er stellte den Eimer in den Kies, nahm den Rucksack ab, öffnete ihn und fing an, die Ausrüstung herauszuholen. Angelschnur, ein Netz mit kurzem Griff und den Köder. Nachdem er den Köder an der Schnur befestigt hatte, nahm

er Netz und Eimer und ging zu den Felsen am hinteren Teil der Bucht. *Solange du nur vorsichtig bist.* Genauso sorgfältig wie vorhin setzte er einen Fuß vor den anderen. Schließlich wollte er seinem Vater nicht erklären müssen, wie er die Angelschnur zerrissen oder sich verletzt hatte. Oder sogar beides. Auf halbem Weg hörte er wieder, wie das Meer hinter ihm an den Strand schlug. Diesmal war das Dröhnen sogar noch lauter und dauerte länger als zuvor. Als er sich umdrehte, sah er eine Welle direkt auf sich zukommen. Er hatte zwar keine Angst davor, nass zu werden, doch umreißen lassen wollte er sich auf gar keinen Fall. Also streckte er die Hände aus und hielt sich an einer kleinen Steinsäule fest. Das Wasser stieg beinahe auf Kniehöhe, durchweichte seine Hose und Stiefel und lief vor ihm auf dem Boden aus. Als es sich wieder zurückzog, warf der Junge einen Blick auf seinen Rucksack und stellte fest, dass dieser noch wohlbehalten in der höher gelegenen Felsspalte stand, wo er ihn nach dem Ausräumen zurückgelassen hatte. Er steuerte auf die Felsenteiche im hinteren Teil der Bucht zu, die zu weit entfernt waren, als dass das Meer ihn hätte erreichen können. Dort würde er die Schnur in die Felsenteiche halten, ohne befürchten zu müssen, ein zweites Mal durchnässt zu werden. Die Flut hatte vor einer Stunde ihren Höhepunkt erreicht. Auch wenn die Wellen laut und heftig an den Strand schlugen, zogen sie sich allmählich zurück. In einer weiteren Stunde würden sie schwächer werden. Und noch eine Stunde später würde er in Sicherheit sein.

Der Junge stellte den Eimer neben sich, vergewisserte sich, dass der Köder gut befestigt war, und setzte sich neben den tiefsten Felsenteich. Es ging etwa einen Meter fünfzig nach unten. Der Junge warf die Schnur hinein und spulte sie mit dem kleinen Kästchen ab, das sein Vater für ihn gebastelt hatte. Es war eine Art Angelrolle mit einer kleinen Kur-

bel an der Seite, damit er die Schnur wieder einholen konnte. Mit der linken Hand hielt er das Kästchen fest, während er die Schnur über die ersten beiden Finger seiner rechten Hand laufen ließ, um auch noch die winzigste Bewegung zu spüren, wenn eine Krabbe nach dem Köder schnappte.

Und da bemerkte er etwas.

Etwa fünf Meter entfernt von ihm, ganz hinten in der Bucht zwischen dem letzten Felsenteich und dem steilen Berghang, machte es den Anschein, als hätte jemand Köder zurückgelassen. Er rutschte auf dem Felsen herum, um besser sehen zu können, konnte aber nur ein Stück weißes Fleisch ausmachen. Hühnchen vielleicht. Oder Schwein. Sein Vater bestand zwar darauf, dass Speck der beste Köder sei, doch der Junge hatte schon eine Unmenge von Krabben mit Stücken von altem Hühnerfleisch gefangen. Fetter Fisch eignete sich ebenfalls, allerdings nicht so gut wie Fleisch. Aber eigentlich waren Krabben in Sachen Futter nicht wählerisch.

Als er sich weiter in der Bucht umschaute, wurde ihm klar, dass etwa ein halber Meter von dem ersten Stück Köder entfernt und gerade noch in Sichtweite eine weiterer lag. Er legte die Schnurrolle weg, klemmte sie in eine Felsspalte, aus der sie nicht herausrutschen konnte, und stand auf. Der Boden zwischen ihm und dem Köder war glitschig vom Meerwasser. Er machte ein paar vorsichtige Schritte, setzte sich dann auf den Hosenboden und rutschte ein Stück. Als er näher herangekommen war, stellte er fest, dass der Köder in Plastikfolie gewickelt war, die gleiche, in die er auch seinen Speck verpackte. Er war länger, als er gedacht hatte, und hing halb in einem Felsenteich, sodass ein Teil davon im Schatten lag. Unter der Folie sah er gleichmäßig geschnittene Fleischstreifen, identische Muscheln, die seltsamerweise aneinanderhingen.

Er streckte die Hand aus.

Und hielt inne.

Er blickte zwischen seiner Hand, die noch über der Plastikfolie schwebte, und dem Fleisch darin hin und her, als habe sein Verstand eine Verbindung hergestellt, die er selbst noch nicht ganz erfasste.

Und dann, eine Sekunde später, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Ein Wimmern stieg ihm in der Kehle auf, als er auf den Händen zurückrutschte, so weit weg von dem Köder, wie er nur konnte. Sosehr er sich auch bemühte voranzukommen, die Absätze seiner Stiefel glitten immer wieder von den Steinen ab. »Dad!«, schrie er ganz automatisch, obwohl sein Vater bei der Arbeit und viele Kilometer weit weg und der Junge ganz allein hier draußen war. »Dad!«, rief er wieder, und Tränen traten ihm in die Augen, als er verzweifelt zu der Stelle zurückkroch, wo er seine Leine zurückgelassen hatte.

Dreißig Sekunden später hatte er es geschafft – doch er hielt nicht inne, um die Leine mitzunehmen. Auch sein Köder, der Eimer und der Rucksack waren vergessen. Er kletterte einfach über die Felsen und den Drachenschweif und rannte, so schnell er konnte, über den Kies zu seinem Haus am anderen Ende der Kaimauer. Seine Mutter stand in der Küche und buk Kuchen für die Geburtstagsfeier seiner Schwester. Als sie aufblickte und den Jungen, seine Tränen und seine vor Todesangst geweiteten Augen sah, packte sie ihn an den Schultern, zog ihn an sich und ließ ihn erzählen, was er erlebt hatte.

Und da sagte er ihr, die Muscheln seien Fingernägel gewesen.

Die Fleischstreifen Finger.

Und der Köder eine Hand.

3

Noch während der Junge seiner Mutter von dem Fund berichtete, stoppte Colm Healy einen knappen Kilometer entfernt seinen Vauxhall vor dem Häuschen, in dem er vor nun vier Monaten untergekommen war. Auf dem Beifahrersitz standen zwei Einkaufstüten. Er nahm sie, stieg aus und ging ins Haus.

Nachdem er die Lebensmittel weggeräumt hatte, machte er sich einen Kaffee, setzte sich ans Fenster und rauchte eine Zigarette. Selbst im Spätherbst war die Aussicht idyllisch: der sanft geschwungene Kiesstrand, die lange Reihe pastellfarbener Fischerhütten, die hohe Kaimauer und die Masten, die dahinter hervorragten. Gischt spritzte an die Scheibe, und vom Wasser wehte ein schneidender Wind heran, der an dem Häuschen rüttelte. Und dennoch hatte Healy nach sechsundzwanzig Jahren bei der Londoner Polizei und einer noch längeren Zeit in der Stadt selbst noch nie so eine Stille erlebt.

Eine Minute später war es mit der Stille vorbei.

Auf dem Tisch vor ihm fing das Handy an zu summen und sich im Kreis zu drehen. Inzwischen hatte er keinen Klingelton mehr, was ihm lieber war, weil er so eine Menge Anrufe verpasste. Seine Exfrau. Ehemalige Kollegen. Männer und Frauen aus seinem alten Leben, die wiederzusehen er kein großes Bedürfnis hatte. Allerdings bestand immer das Risiko, dass er den einen Anruf versäumte, der ihm wirklich etwas bedeutete: den Anruf von seinen Jungen. Deshalb griff er nach dem Handy und drehte es um.

Liz Feeny.

Er überlegte, ob er die Mailbox rangehen lassen sollte. Gespräche mit Feeny endeten stets ergebnislos. Seit Mona-

ten rief sie ihn ständig an, weil sie einen Schlusstrich ziehen wollte und Antworten brauchte. Aber es gab keine.

Es gab kein Happy End.

Er drückte auf »annehmen« und schaltete den Raumlautsprecher ein. »Liz.«

»Colm.«

Ihre Stimme war leise und klang, als hätte sie bereits geweint.

»Es passt gerade gar nicht«, log er und sah sich in der Küche um. In der Spüle stapelte sich das Geschirr, auf den Arbeitsflächen standen Schachteln mit Frühstücksflocken.

»Ich bin im Moment beschäftigt.«

»Warum nimmst du meine Anrufe überhaupt noch an?«

»Was soll das heißen?«

»Als David dich beschrieben hat, sagte er immer, du würdest dich nicht leicht erweichen lassen. Seist zornig. Distanziert. Und als ich anfang, dich anzurufen, habe ich mit so einem Menschen gerechnet.«

Healy schwieg.

»Doch ich bin nicht auf einen solchen Menschen gestoßen.« Sie hielt inne. »Du warst nie so. Ich weiß, dass du nicht gerne mit mir sprichst, aber du nimmst meine Anrufe trotzdem an.« Wieder eine Pause, diesmal eine längere. Sie schniefte, verstummte, schniefte wieder. »Warum nimmst du meine Anrufe an, Colm?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte er.

»Du hast Mitleid mit mir – ist das der Grund?«

Obwohl in dieser Frage kein Unterton, keine Gehässigkeit mitschwang, gab es keine richtige Antwort. An ein *Ja* würde sie sich klammern und es als Vorwand benutzen, um ihn noch öfter anzurufen. Ein *Nein* würde einer Aufforderung gleichkommen, nie wieder anzurufen. Also? *Wenn dir ihre Anrufe so zuwider sind, sag es ihr doch einfach.* Nur

dass er das nicht konnte. Weil er tief in seinem Innersten nicht sicher war, ob ihm ihre Anrufe wirklich so lästig waren.

Er griff über den Tisch, zündete sich noch eine Zigarette an und öffnete das Fenster. Rauch wehte durch den Spalt in den Regen hinaus und verschwand. Kurz musste er an David Raker denken. Alles, was Raker Liz erzählt hatte, stimmte. Und mit ein wenig Druck würde Healy vielleicht wieder so werden wie früher. Doch hier in diesem Haus, viele Kilometer entfernt von seinem alten Leben, fühlte Healy sich wie ein anderer Mensch. Vielleicht benutzte sie ihn ja und rief ihn nur an, weil er für sie eine Ersatzfunktion hatte, eine Art Verbindung zu Raker war. Aber in gewisser Weise brauchte sie ihn auch. Und es war das erste Mal in sehr langer Zeit, dass jemand Healy für irgendetwas brauchte.

»Colm?«

»Es ist schwer zu verstehen«, sagte er.

»Was meinst du?«

»Warum das, was passiert ist, passiert ist.«

»Es ist *für dich* schwer zu verstehen.«

Er schaute aus dem Fenster. »Ja.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja.«

Sie klang nicht so, als glaube sie ihm.

»Pass auf, Liz, mir ist klar, dass es nicht leicht ist, aber ...«

»Ich weiß, was du sagen willst«, unterbrach sie ihn mit ruhiger Stimme. »Ich weiß, was du mir empfehlen wirst. Akzeptiere es. Schau nach vorn. Denk nicht ständig daran, was ihm zugestoßen ist.«

Er antwortete nicht. Sie hatte seine Absichten erraten.

»Richtig?«

»Richtig.«

»Nun, das ist für mich nicht so einfach«, entgegnete sie.
»Ich bin noch immer hier in London. Mit allen Erinnerungen. Ich wohne neben seinem leeren Haus. Ich habe nämlich kein hübsches Ferienhäuschen in Devon, wohin ich mich zurückziehen kann, um alles zu vergessen.«

»Ich habe nicht alles vergessen.«

»Ach nein?«

»Nein.«

Draußen frischte der Wind auf. Er wehte jetzt noch heftiger und schneidender. Das Haus schien zu keuchen, als hätten sich die Fundamente verschoben.

»Er war dir so ähnlich«, meinte sie.

»Das hast du schon öfter gesagt.«

»Er ist Gespensternachgejagt, so wie du.«

»Hör zu«, erwiderte Healy bemüht ruhig, »ich weiß, wie es ist, jemanden zu verlieren. Vergiss das nicht. Ich habe so etwas auch schon durchgemacht – ich habe sogar noch *Schlimmeres* durchgemacht. Also kenne ich das.«

Sie räusperte sich, antwortete aber nicht.

»Du kannst es nicht vergessen, und das verstehe ich. Doch du musst es versuchen. Du musst anfangen, die Sache zu verarbeiten. Früher oder später musst du dich ihr stellen.«

Schweigen in der Leitung.

»Denn Raker ist gegangen, Liz. Und er kommt auch nicht mehr zurück.«

4

Eine Stunde später saß Healy in einer Ecke des Pubs, einem kleinen, dunklen Gebäude mit zwei Räumen, rau verputzten Wänden und einem Strohdach. Im Kamin brannte ein Feuer, und die Einheimischen saßen am Tresen wie die

Hühner auf der Stange. Sie kehrten ihm alle den Rücken zu, was ihm angenehm war. Es lief weder Musik noch der Fernseher, sodass nur leises Stimmengewirr herrschte, was ihm sogar noch besser gefiel. Es gab nichts Deprimierenderes, als sich gezwungenermaßen durch die CD-Sammlung irgendeines Wirts zu hören. Als er von seiner Zeitung aufblickte, stellte er fest, dass alle Stammgäste anwesend waren; die Versammlung alter Seeleute, deren Haut von Wind und Wetter gegerbt war, bis sie den Felsen am Strand ähnelte, und die wohlhabenden jungen Paare in den Dreißigern aus den schicken Neubausiedlungen in der Nähe. Healy gehörte zu keiner der beiden Gruppen, passte aber ziemlich gut hierher, weil er für sich blieb und nur sprach, wenn es sich nicht vermeiden ließ.

Als er etwa zehn Minuten später sein Bier austrank, kam ein Mann in den Fünfigern herein. Healy hatte ihn in den letzten vier Monaten immer wieder im Dorf gesehen, kannte ihn aber nicht. Er wusste weder, wie er hieß, noch, was er von Beruf war. Der Mann trug eine grüne, vom Regen durchweichte Wachsjacke und hatte zottiges, schmutziges Haar und einen Bart, der wie Tauenden aussah. Beim Eintreten verursachten seine Gummistiefel schmatzende Geräusche auf dem Steinboden, und Wasserpfützen und Schlamm folgten seinem Weg, als er erst zum Tresen ging, um die Stammgäste in Augenschein zu nehmen, und sich dann in der Mitte des Raums aufbaute. Ein paar Stammgäste grüßten ihn, doch der Mann reagierte nicht darauf. Stattdessen schaute er sich weiter im Lokal um und spähte in die schummrigen Nischen, wo andere Stammgäste – allein wie Healy – mit ihren Getränken saßen, lasen oder in die Luft starrten.

Der Mann nahm Blickkontakt mit Healy auf.

Dann näherte er sich, stoppte vor Healys Tisch und stand

einfach nur da. Regen tropfte an ihm herunter. Inzwischen hatten sich die Einheimischen auf ihren Barhockern umgedreht. Das leise Stimmengewirr war verstummt. Es herrschte Totenstille.

Healy klappte die Zeitung zu. »Alles okay, alter Junge?«

»Sind Sie der Bulle?«, fragte der Mann.

»Nicht mehr.«

»Aber Sie waren mal einer, richtig?«

Healy schaute an dem Mann vorbei. Alle Augen ruhten auf ihm.

»Ich war mal einer.«

»Dann müssen Sie mitkommen und sich das ansehen.«

»Was ansehen?«

Endlich schien dem Mann klar zu werden, dass der ganze Pub ihr Gespräch belauschte. Er wandte sich wieder an Healy. »Es ist besser, wenn Sie sich selbst ein Bild machen.«

Sie kletterten zu dritt über die Felsen und hinunter in die Bucht. Der Junge kam als Letzter und zögerte bei jedem Schritt, als müsse er an einen Ort zurückkehren, den er nie wieder zu betreten geschworen hatte. Healy folgte dem Mann, der ihn geholt hatte, und hinter ihnen ging der Vater des Jungen, noch in Arbeitskleidung und Stiefeln, weil er gerade erst nach Hause gekommen war. Er hatte sie begleiten wollen, um zu verhindern, dass sein Sohn erneut dem grausigen Anblick ausgesetzt wurde. Healy wusste weniger als alle anderen. Von den Einheimischen – er stellte fest, dass einige sie von der Kaimauer aus beobachteten – hatte er nicht viel erfahren. Doch er bezweifelte, dass sie auf etwas Angenehmes stoßen würden. Er hatte lange genug bei der Londoner Polizei in Mordfällen ermittelt und die Erfahrung gemacht, dass diese Verbrechen Gemeinsamkeiten hatten, so klein sie auch sein mochten. Er wusste, dass Men-

schen unterschiedlich mit dem Tod umgingen, doch wenn jemand eine Leiche fand – des Lebens beraubt, eine leere Hülle –, hinterließ das beim Finder seine Spuren. Einige beherrschten sich, andere brachen zusammen, doch alle hatten denselben Gesichtsausdruck; eine Erinnerung hatte sich tief in ihrem Innersten festgesetzt und würde nicht mehr verlassen.

Beim Verlassen des Pubs hatte er den Wirt gebeten, die Polizei zu verständigen. Allerdings schienen er und die Dorfbewohner zu zögern, so als würde das Hinzuziehen der Polizei etwas ins Ungleichgewicht bringen. In gewisser Weise konnte Healy sie ja verstehen: Schließlich war er unter anderem deshalb hierhergekommen, weil er genug von der Stadt, ihren dunklen Seiten und ihrer Verderbtheit hatte. Genau deshalb waren die Menschen im Dorf ihr ganzes Leben hiergeblieben – nämlich, um diesen Dingen aus dem Weg zu gehen.

Healy beobachtete, wie der Mann aus dem Pub auf den Strand hinunterkletterte. Seine Füße versanken im Kies. Der Vater folgte ihm. »Nicht weitergehen!«, rief Healy, damit sie nicht möglicherweise vorhandene Spuren zerstörten. Auch wenn Regen und Wind schon genug Schaden angerichtet hatten, mussten sie so viel wie möglich bewahren. Healy rief noch einmal, woraufhin sie endlich innehielten, sich jedoch nicht umdrehten, als sträubten sie sich, sich Healys Befehlsgewalt zu beugen. Inzwischen hatte der Junge Healy eingeholt. Er war höchstens zwölf oder dreizehn Jahre alt. Sein Gesicht war gespenstisch blass, die Hände hatte er seitlich vom Körper zu Fäusten geballt, und sein Blick war nach rechts auf den höchsten Punkt der Bucht gerichtet, wo etwas lag. Healy versuchte zu erkennen, um was es sich handelte, und sprang dann einen halben Meter hinunter auf eine aus dem Felsen geschliffene Plattform. Währenddessen peitschte der Regen fast waagrecht auf sie

ein und wurde vom Wind herumgewirbelt, der vom Meer herwehte.

Vor Grauen wurde ihm flau im Magen, als er den letzten Schritt hinunter in die Bucht machte und seine Stiefel im feinen Kies versanken. Er blickte zwischen dem Mann aus dem Pub, dem Vater und dem Jungen hin und her, der ängstlich zusammengekauert in einiger Entfernung wartete. Wellen schlugen an den Strand. »Alles hierbleiben«, wandte sich Healy an die Anwesenden. »Folgen Sie mir nicht. Wir dürfen keine Spuren verwischen.«

Er hielt einen Moment inne, um festzustellen, ob sie auch auf ihn hören würden, und machte sich dann auf den Weg zum Ende der Bucht. Gischt spritzte ihm entgegen. Er kletterte auf einen erhöhten Felsen ganz hinten in der Bucht, um den Fund des Jungen besser in Augenschein nehmen zu können.

Es war kein Krabbenköder.

Er bezweifelte, dass der Junge alles gesehen hatte, denn das war nur ab einer bestimmten Höhe möglich. Man brauchte dazu eine Körpergröße, die der Junge nicht besaß. Healy trat noch einen Schritt vor. Wind und Regen überdeckten zwar den Verwesungsgeruch, aber er war eindeutig vorhanden. Im Hintergrund. Und er wurde immer stärker.

Zuerst dachte ich, es wäre ein aufgeschnittenes Stück Fleisch, hatte der Junge Healy gesagt und sich dabei auf die Unterlippe gebissen, als sie den Pub verließen. *Ich dachte, Muscheln wären daran kleben geblieben*. Aber es waren weder Muscheln noch aufgeschnittenes Fleisch. Healy warf einen Blick zurück zu der Stelle, wo die Männer und der Junge warteten. Auf beiden Seiten des Strand es zogen Wolken über die Hügel, verdreht und angeschwollen von weiteren schweren Regenfällen. Wieder wehte ihm der Geruch entgegen, und er drehte sich noch einmal zu der Leiche um. Sie war lose in Plastikfolie gewickelt und zum Groß-

teil, mit Ausnahme eines Arms, in eine dunkle Wasserrinne gespült worden.

Blass und mager.

Blutleer.

5

Kurz darauf brach die Polizei über das Dorf herein. Healy hatte sie selbst von der Bucht aus angerufen und dann am Strand auf sie gewartet. Die Schaulustigen hatte er auf die andere Seite der Kaimauer geschickt. Die Streife war rasch da, zwei uniformierte Kollegen mit insgesamt fünf Jahren Berufserfahrung. Nachdem er ihnen erklärt hatte, wer er war und was er entdeckt hatte, sah er, dass sie erbleichten. In dieser Gegend konnten die meisten Polizisten ein ganzes Berufsleben hinter sich bringen, ohne jemals mit einem Schwerverbrechen konfrontiert zu werden. Nur dass es bei diesen beiden keine drei Jahre gedauert hatte. Er begleitete einen von ihnen über die Felsen zur anderen Seite, um die Leiche in Augenschein zu nehmen, während der andere die Kriminalpolizei und die Spurensicherung verständigte. Healy zeigte auf die Stelle, wo der Arm aus der Dunkelheit ragte. Der uniformierte Kollege, der auf den Felsen kauerte, warf einen kurzen ängstlichen Blick darauf, bevor er sich zurück zum sicheren Strand flüchtete.

Healy folgte.

Vierzig Minuten später erschienen Spurensicherungsexperten und Kriminaltechniker. Eine knappe Stunde danach hatten sie so dicht wie möglich an der Bucht ein Zelt aufgebaut, und der leitende Ermittler, ein Mann Anfang sechzig mit wettergegerbtem Gesicht, hatte im Bürgerhaus eine Kommandozentrale eingerichtet. Die Fachleute taten

ihr Bestes, um die Spuren zu sichern und die Bucht nach allem abzusuchen, was, zusammen mit der Leiche, zurückgelassen worden sein könnte. Allerdings peitschten die ganze Zeit über Wind und Regen über die Bucht. Healy beobachtete das Ganze, wie die anderen, von der Kaimauer aus, bis irgendwann ein Detective in Zivil über den Strand auf ihn zukam. Er wurde von einem Kollegen begleitet. Beide trugen graue Anzüge und Uniform-Regenmäntel.

»Könnte ich kurz mit Ihnen sprechen, Mr Healy?«, fragte der Ältere, ein Mann über vierzig mit vor der Zeit ergrautem Haar und einem grau melierten Bart. Eine Frage, die eigentlich gar keine war. Der andere, groß, mager und in den Dreißigern, folgte wortlos.

Im Bürgerhaus war es beengt, und der Eingangsbereich wimmelte von nassen Fußabdrücken. Jemand hatte einen Weg aus Gummimatten ausgelegt, die in Richtung eines provisorischen kriminaltechnischen Labors abzweigten, wo die Spurensicherungsexperten Asservatenbeutel vor den aufmerksamen Augen eines uniformierten Kollegen ablegten. Die zweite Abzweigung führte in einen Raum mit Durchreiche, der mit einem Tisch und vier Stühlen möbliert war. Alles roch muffig und nach Vernachlässigung und Alter. Die Stimmung jenseits der Durchreiche war noch desolater, da das Aroma von Dampfkost und Möbelpolitur vorherrschte. Während Healy sich am Tisch niederließ, verschwand der jüngere Detective unaufgefordert auf den Flur hinaus, um Tee für alle zu holen.

»Den haben Sie aber gut abgerichtet«, meinte Healy.

Der Detective betrachtete ihn, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, und lehnte sich zurück. »DCI Colin Ro-castle«, sagte er und tippte sich auf die Brust. »Und das ist DC Stuart McInnes.«

»Colm Healy.«

»Ich habe gehört, Sie waren früher bei der Londoner Polizei.«

»Sechszwanzig Jahre.«

»Eine lange Zeit.«

»Bei meiner Behörde fanden sie es vermutlich zu lang.«

Rocastle lächelte. »Sie sehen gar nicht so aus, als seien Sie schon im Rentenalter.«

Healy verstand genau: *Warum sind Sie da weg?*

»Ich hatte einfach genug.«

Rocastle nickte und warf einen Blick auf seinen vom Regen durchweichten Notizblock, wo die Tinte verlaufen und die Aufzeichnungen verschmiert waren. Er schien zwar nicht überzeugt, fügte aber nichts hinzu. In dem Schweigen, das nun folgte, hätte Healy beinahe zu reden angefangen. Fast hätte er seine Antwort mit einer Lüge ergänzt, beherrschte sich aber noch rechtzeitig. Schließlich kannte er diese Taktiken nur zu gut, denn er hatte sie ein Vierteljahrhundert lang täglich angewendet. Und nun, nur fünf Monate nachdem die Polizei ihn gefeuert hatte, wäre er beinahe selbst darauf hereingefallen. Die lange Pause. Das beklemmte Schweigen. Das Bedürfnis des Zeugen oder des Verdächtigen, ein stockendes Gespräch wieder in Gang zu bringen. Das war Verhörtechnik, Polizeiakademie, erstes Semester, und stand in jedem Handbuch zu diesem Thema. Was ihm zu schaffen machte, war nicht die Stille zwischen ihnen, sondern dass er dem Mann fast in die Falle getappt wäre.

Du schlaffst hier ab.

Rocastle musterte ihn, als ahne er, dass er sich etwas durch den Kopf gehen ließ. Doch Healy hielt seinem Blick stand. Die Lügen und Halbwahrheiten kamen ihm nicht mehr so leicht über die Lippen. Er war nicht mehr in Form und verlor allmählich seinen Biss.

»... Leiche gefunden?«

Rocastle sprach mit ihm, und Healy sah ihn an. »Was?«

»Wie haben Sie die Leiche gefunden?«

Healy begann, in allen Einzelheiten zu erzählen, wie er von dem Mann im Pub angesprochen und dann, gemeinsam mit dem Jungen und seinem Vater, zur Bucht geführt worden war.

»Der Kerl aus dem Pub ist ein Fischer, oder?«, fragte Rocastle.

»Keine Ahnung, was er von Beruf ist. Jedenfalls war er schon einmal in der Bucht gewesen, bevor er mich geholt hat. Er sagte, die Mutter des Jungen sei ins Dorf gelaufen, und er sei zufällig der Erste gewesen, dem sie begegnet sei.«

»Sie glauben ihm nicht?«

Healy zuckte mit den Schultern. »Der Fund hat ihn nicht überrascht, so als hätte er bereits Zeit gehabt, sich seinen Reim darauf zu machen. Wie lange dauert es, bis sich bei einem Menschen Schock in Gleichmut verwandelt?«

»Was soll das heißen?«

»Dass seiner Miene beim zweiten Mal nichts mehr zu entnehmen war. Wie reagiert Ihrer Ansicht nach ein Mensch, wenn er eine Leiche zum zweiten Mal sieht?«

»Die Menschen verarbeiten Dinge unterschiedlich.«

»Es war immerhin eine Leiche.«

»Was wollen Sie damit andeuten?«

»Dass er vielleicht nicht erst zum zweiten Mal dort unten war«, erwiderte Healy. »Sondern zum dritten oder zum vierten oder ...«

»Danke, Mr Healy.«

Rocastle machte sich keine Notizen.

Healy musterte ihn. »Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Ja.«

»Und was hat er gesagt?«

Rocastle legte seinen Stift weg, zuerst in einem Winkel zum Block, dann daneben, sodass er parallel lag. Am Anfang sind es Kleinigkeiten, die ein Bild von einem Menschen entstehen lassen, und diese winzige Bewegung verriet Healy, dass Rocastle ordnungsliebend war und es mochte, wenn alles aufging.

»Darüber kann ich nicht reden, Colm«, antwortete er.

Colm, damit es nicht so hart klang. Ganz unter Kollegen. Nur dass Healy das nicht für den wahren Grund hielt. Es war nur so ein Gefühl, aber er hatte den Eindruck, dass Rocastle dachte, der Fischer könne noch eine andere Geschichte zu erzählen haben; vielleicht einen anderen Grund, warum er überhaupt in der Bucht gewesen war. Healys Neugier war geweckt. Das würde er sich merken.

»Wie lange wohnen Sie schon hier?«, erkundigte sich Rocastle.

»Vier Monate.«

»Gefällt es Ihnen?«

Als Healy sich zurücklehnte, knarzte der alte Holzstuhl unter seinem Gewicht. Bei jeder Bewegung bewegte sich auch die abgestandene Luft in der Küche, und wieder stieg ihm der Geruch nach Dampfkost in die Nase. »Ja«, erwiderte er. »Es ist nett hier. Niemand kommandiert mich herum. Niemand versucht, mir ein Messer in den Rücken zu stoßen.«

»Bildlich oder tatsächlich gesprochen?«

»Beides.«

»Hatten Sie Ärger mit jemandem bei der Londoner Polizei?«

»Darüber kann ich nicht reden, Colin«, entgegnete Healy. Rocastle nickte anstelle einer Antwort. *Ein Punkt an Sie.*

Kurz darauf kehrte McInnes mit drei Styroporbechern zurück. Tee schwappte über die Becherränder und auf seine

Hände. Er stellte die Becher auf den Tisch. Rocastle nahm einen und trank, ohne Healy dabei aus den Augen zu lassen.

»Warum ausgerechnet Devon?«

»Warum nicht?«

»Gab es keinen bestimmten Grund?« Rocastle griff wieder nach dem Stift und ließ die Mine über einer leeren Seite des Blocks schweben.

Healy zuckte mit den Schultern. »Jemand, den ich kenne, hat hier ein Haus.«

»Ein Freund?«

»Ich habe nicht viele Freunde.«

»Dann also ein Bekannter?«

»Was tut das hier zur Sache?«

Rocastle warf McInnes einen Blick zu, als der junge Mann sich, den Teebecher in der einen, das Mobiltelefon in der anderen Hand, neben ihn setzte. »Sie kennen das ja«, meinte Rocastle. »Wir müssen natürlich mit allen im Dorf sprechen, um herauszufinden, wer was weiß.«

Healy nahm einen der Styroporbecher.

»Colm?«

Er sah Rocastle an. »David Raker.«

»Verzeihung?«

»Dem gehört das Haus.«

6

Vor fünf Monaten war mein Herz sieben Minuten lang stehen geblieben. Ich kann nicht erklären, was in der Zeit, in der ich bewusstlos war, geschehen ist, vielleicht, weil es dafür keine Worte gibt. Ich erinnere mich nur, dass es eher hell war als dunkel, wie Sonnenlicht, das sich in Glas bricht. Als mein Herz wieder anfang zu schlagen, war das erste Ge-

fühl Schwere: Haut, Knochen, Blut, Sehnen, Nervenenden. Dann kamen die Geräusche, die eingeblendet wurden wie Musik: die Stimmen des Krankenhauspersonals, das EKG, Autos draußen auf der Straße und, ein Stück entfernt, zufallende Türen und sprechende Menschen.

Als ich zum ersten Mal die Augen aufschlug, war ich allein im Raum. Ich drehte mich auf dem Kissen erst in die eine, dann in die andere Richtung. Ein weißer Raum, grüner Fußboden, am Fenster geschlossene Jalousien. Noch immer benommen, schlief ich wieder ein. Als ich zum zweiten Mal aufwachte, war Healy da. Er saß neben meinem Bett und fragte Nachrichten auf seinem Handy ab. Er war unrasiert und ungewaschen. Seine Krawatte hatte sich gelockert, und das Hemd war ihm aus der Hose gerutscht. Er bemerkte nicht, dass ich mich bewegt hatte, doch er hörte, wie ich das Gesicht verzog und nach Luft schnappte, als mir der Schmerz von der Stichverletzung durch den Bauch schoss. Während er sein Handy weglegte und sich über mich beugte, begannen die Erinnerungen zu explodieren wie ein Feuerwerk. Meine Eltern, Derryn, die Leute, die ich in den Monaten nach ihrem Tod gejagt und aufgespürt hatte. Und dann der letzte Eindruck: der Mann, der am neunzehnten Juni versucht hatte, mich umzubringen. Der mich zum Sterben liegen lassen hatte.

Ich schreckte aus dem Schlaf hoch. Im ersten Moment war ich verwirrt. Meine Hände waren schweißnass, mein Herz klopfte. Doch dann traten aus dem dunklen Zimmer Gegenstände und Möbelstücke hervor, die ich erkannte. Und als ich aus dem Fenster sah, hatte die Wirklichkeit mich wieder, und ich erinnerte mich, wo ich war.

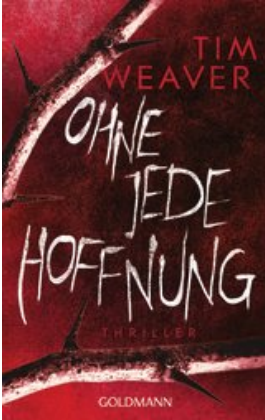
Unwillkürlich wanderten meine Finger zu meinem Bauch. Die Verbände waren schon vor einem Monat ab-

genommen worden, doch ich konnte durch das dünne Baumwoll-T-Shirt die Narbe ertasten: einen dicken Knoten harten Fleisches, wie ein Kreuzfußkrebs, der sich an einen Felsen klammert. An manchen Tagen war es, als könne ich tief in meinem Innersten noch immer die Spitze des Messers spüren, ein kühler Schmerz, der sich in das Gedächtnis meines Bauches eingegraben hatte. Meistens jedoch empfand ich überhaupt nichts. Zumindest nicht körperlich. Der einzige Schmerz, der nicht nachließ, fand in meinem Kopf statt. Ich träumte, wie ich über den Boden zu meinem Handy kroch und die erstbeste Nummer anrief, irgendjemanden, der mir half. Und dann, ganz schwach am Rand meiner Erinnerung, wusste ich noch, dass da ein Paar war, von dem ich schon gedacht hatte, dass es einfach vorbeigehen würde. Die Frau verabreichte mir eine Mund-zu-Mund-Beatmung. Danach verwandelte sich alles in einen Nebel aus undeutlichen Bildern, die aufblitzten wie ein Blinklicht, bis Healy erschien. Das hatte ich bemerkenswert klar vor Augen: Gefolgt von Sanitätern, rannte er auf mich zu.

Der Mann, der versucht hatte, mich umzubringen, wurde wenige Wochen später gefasst. Leichen pflasterten seinen Weg, und ich und ein Polizist – ein Mann namens Bartholomew, der die Ermittlungen gegen ihn geleitet hatte – waren seine letzten Opfer gewesen. Bartholomew hatte nicht so viel Glück gehabt wie ich. Man fand ihn, als ich gerade mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus gebracht wurde, gespickt mit Schläuchen und mit Drähten an jedem Brustmuskel. Während ich operiert wurde, lag er tot bei sich zu Hause.

Ich hatte unzählige Male darüber gesprochen – mit Deryn, in den Wochen, bevor sie sich schließlich dem Krebs geschlagen geben musste, und mit Liz, die nach ihr kam: Über meine Schuldgefühle gegenüber den Vermissten und

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Tim Weaver

Ohne jede Hoffnung

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48197-2

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2014

Die Haustür ist offen, das Essen steht auf dem Herd. Doch von der Familie fehlt jede Spur ...

Es sollte ein lustiger Abend werden. Doch als Emily Kane ihre Schwester Carrie abholen will, findet sie das Haus leer vor. In der Küche verbrennt das Abendessen auf dem Herd, der Fernseher läuft, doch von Carrie, ihrem Mann und den beiden Töchtern fehlt jede Spur. Nachdem die Polizei monatelang im Dunkeln tappt, wendet sich die verzweifelte Emily schließlich an ihren alten Freund David Raker, Spezialist für Vermisstenfälle. Und bald stößt Raker auf ein düsteres Geheimnis, das seit Jahrzehnten Menschenleben fordert – und gerät dadurch ins Visier eines grausamen Gegners, der keine weiteren Opfer scheut ...